



HASNAIN
KAZIM

DEUTSCH
LAND
TOUR

AUF DER SUCHE
NACH DEM, WAS
UNSER LAND
ZUSAMMENHÄLT

EIN POLITISCHER
REISEBERICHT



PENGUIN VERLAG

Der Verlag behält sich die Verwertung des urheberrechtlich geschützten Inhalts dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Copyright © 2024 Penguin Verlag
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Karten: Peter Palm, Berlin

Bildbearbeitung: Lorenz + Zeller GmbH, Inning a. Ammersee

Umschlaggestaltung: Hafen Werbeagentur, Hamburg

Umschlagabbildungen: Peter Rigaud

Satz: satz-bau Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung: Friedrich Pustet GmbH & Co. KG, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-328-60177-7

www.penguin-verlag.de

*Meinem Weggefährten,
Kameraden und Freund Carsten Klein*

Inhalt

Zum Geleite

7

HOCH IM NORDEN

ENTLANG DER ELBE VON CUXHAVEN

NACH BAD SCHANDAU

17

Losfahren 21 • Heimat! Endlich Heimat! 42 • Deutschem Humor auf der Spur 53 • Deutsche Äpfel 59 • Alter weißer Mann 62
Richtung einstiger innerdeutscher Grenze 69 • Gelbe Kreuze 76
»Deutschland, aber normal« 82 • Wir schaffen das 89
Ein Freund in Magdeburg 98 • Auf nach Sachstzschchen 109
Neu in Sachsen, neu in Deutschland 115 • Zur Sicherheitslage im Osten 122

Erkenntnisse an der Elbe

130

TIEF IM WESTEN

ENTLANG DER RUHR VON WINTERBERG

NACH DUISBURG

133

Zechen, Schlote, Kumpel – nicht 133 • Endlich echtes Ruhrgebiet 143 • Currywurst und Gyros – Ruhrdiversität 153
Vom Wandern 162 • Scheiße, wat is dat schön! 168

Erkenntnisse an der Ruhr

170

AM DEUTSCHESTEN ALLER FLÜSSE

ENTLANG DES RHEINS VON MAINZ NACH DUISBURG

175

- Geheimnisvoller Vater Rhein 175 • »Integrieren Sie sich besser nicht« 178 • Friede, Glück und Sicherheit 186
Jede Jeck is anders 197 • »Es trifft immer die Falschen« 202
Erkenntnisse am Rhein 207

GRENZFLÜSSE, GRENZERFAHRUNGEN

ENTLANG VON ODER UND NEISSE VON ANKLAM NACH ZITTAU

211

- Going East 211 • Zwischen Mate-Kombucha und Cola-Korn 220 • Was hat ein Eis mit Freiheit zu tun? 225
Zum Reden braucht es mindestens zwei 229
Verbrannte Erde 236 • Blühende Landschaften 243
Erkenntnisse an Oder und Neiße 253

AM WILDEN WASSER

ENTLANG DES NECKARS VON VILLINGEN- SCHWENNINGEN NACH MANNHEIM

259

- Schaffe, schaffe ... unterwegs im Schwabenland 259
Digitalisierung made in Germany 266 • Streiten für die Demokratie 271 • Übers Kinderkriegen 275 • Abstecher in die Vergangenheit 280 • Wo Deutschland floriert 282
Wahlkampfversprechen 296 • Malerische Zustände 300

Erkenntnisse am Neckar

302

ZU BESUCH BEI IHRER MAJESTÄT

ENTLANG DER DONAU VON DONAUESCHINGEN NACH PASSAU

307

Wer den Hirsch beim Röhren stört 307 • Tauet, Himmel,
den Gerechten 309 • Wälder, Wurst und Grünkohl 314

Are you a refugee? 317 • Herausforderungen
des Miteinanders 322 • Deutsche Päpste, deutsche Helden –
und Heldinnen 327

Erkenntnisse an der Donau 333

Postludium, natürlich! 337

Danksagung 349

Bild- und Zitatnachweis 351

Zum Geleite

Es waren magische Momente. Wir bretterten mit unseren Fahrrädern durch unser Dorf, liefen durch die Obstplantagen, fuhren an die Elbe, waren frei und glücklich. Manchmal trauten wir uns sogar, die Ortsgrenze zu überqueren. Das war dann das ganz große Abenteuer. Meine Mutter sagte mir, ich solle zu Hause sein, wenn's dunkel wird. Im Winter also früh, im Sommer spät, zumindest an den Wochenenden und in den Sommerferien. Die anderen Kinder hatten auch keine genaueren Vorgaben als ich. Wir aßen Kirschen von den Bäumen, später, im Herbst, Äpfel. Wir radelten ins Freibad am Deich, kauften uns an der Bude Pommes rot-weiß und hin und wieder eine Frikadelle, für fünfzig Pfennig Gummizeug, Eis, manchmal sogar beides. Abendbrot aßen wir mal bei dem einen, mal bei der anderen. Wer uns suchte, fand uns dort, wo unsere Räder im Vorgarten lagen. Manchmal dachten wir mit und riefen zu Hause an, um Bescheid zu sagen, von Wähl scheibentelefon zu Wähl scheibentelefon, die Telefonnummer vierstellig: sieben vier sieben sieben.

Wie alt mögen wir gewesen sein? Acht? Vielleicht neun? Sicher nicht zehn. Das Böse war weit weg, in unserer wunderbaren Schwimmbad-Pommes-Welt und auch im großen weiten Universum. Rocky Balboa kämpfte dagegen, Maverick auch, Colt Seavers, Howie Munson und Jody Banks sowieso, und wir bejubelten sie dafür. Ach, diese Eindeutigkeiten! Hier die Guten, da die Bösen! Begeistert spielten wir diese Kämpfe nach, klärten wie TKKG und Drei Fragezeichen Verbrechen auf, mit Wasserpistolen und Wasserbomben, unsere Fahrräder waren mal Panzer, mal Kampfjet. Sie konnten auch Polizeiauto, Rennwagen oder Pick-up sein, Raumschiff von Captain Future oder, eher bei den Mädchen, Pferd.

Unsere Eltern sagten nichts gegen unsere Spiele. Mag sein, dass manche nicht gut fanden, dass wir Wasserpistolen und Erbsenpistolen und Pistolen mit diesen roten Knallerringen hatten, die immer so gut rochen, wenn man geschossen hatte. Ich bekam davon aber nichts mit. Und so weit ich weiß, ist aus niemandem von uns ein Killer geworden. Ich glaube sogar, niemand von uns besitzt heute überhaupt eine echte Schusswaffe. Wasserpistolen allerdings, finde ich immer noch, gehören in die Grundausstattung eines jeden Menschen.

Insgeheim wünschten wir uns in unserer kindlichen Naivität, dass das Böse zu uns käme, damit wir es bekämpfen und Helden sein könnten, wie bei Tom Sawyer und Huckleberry Finn. Mal einen Mord aufklären! Einem Verbrecher das Handwerk legen! Aber weil das Böse nicht kam und wir mit unseren Fahrrädern nicht zu ihm fahren konnten, fantasiierten wir es uns herbei. Vermuteten in diesem oder jenem Haus einen Schatz. Oder irgendeinen Spuk. Sahen in dem griesgrämigen Alten, der in dem düsteren Haus lebte, einen Bösewicht. Oder in dem Lumpensammler, der sein altes, bepacktes Fahrrad – was schlepppte er da eigentlich in den Taschen mit sich herum? Diebesgut? Waffen? Einen abgeschnittenen Kopf? – durch das Dorf schob und wirres Zeug knurrte, wenn wir ihm zu nahe kamen.

Woher stammten diese Zuschreibungen? Hatte sie uns jemand in den Kopf gesetzt? Übernahmen wir sie von anderen? Von den Erwachsenen oder von Freunden? Oder entsprangen sie unserer eigenen Fantasie?

Wir suchten das Neue. Das Unbekannte. Das Überraschende. Wir freuten uns über jede Seitenstraße, jeden Hinterhof, jeden Winkel, den wir entdeckten, denn wir sehnten uns nach der Fremde, nach einem Land, in dem uns niemand kannte und wo wir uns behaupten konnten.

Mit zunehmendem Alter kam mir zwar das Gefühl der Unbeschwertheit abhanden; ich glaube, das gehört zum Erwachsenwerden dazu. Was aber nie verloren ging, war die Sehnsucht nach dieser Freiheit, die ich auf meinem gelben Rad empfunden hatte, Sechzehn-Zoll-Reifen, ohne Gangschaltung, durchs Dorf fahrend, vagabundierend, streunend, ziellos und doch mit dem guten Gefühl, auf einer großen Mission zu sein,

nämlich irgendwie die Welt zu retten oder wenigstens irgendwo einen Apfel zu klauen.

Ich beschloss, dieser Sehnsucht nachzugehen. Mich auf den Sattel zu schwingen und in die Freiheit zu radeln, wie damals als Kind, ohne Ziel und doch nicht ohne Plan. Gewiss nicht, um Verbrecher zu jagen oder das Böse aufzuspüren und zu bekämpfen, aber mit der Absicht, das Land zu erkunden, Neues zu entdecken, zu verstehen. Im Grunde genommen, da weiterzumachen, wo ich als Kind aufgehört hatte. Mich im besten Sinne des Wortes gehen zu lassen. In den Tag hinein zu fahren. Ohne festes Ziel, sich in der Welt verlierend, getrieben von der Lust, alles stehen und liegen zu lassen und einfach davonzufahren, gewiss auch eine Art Flucht. Losfahren und schauen, wohin es einen treibt. Wem man begegnet. Dem Zufall Raum lassen. Nicht jeden Tag das Gleiche, immer wieder. Schauen, welche Gedanken von einem Besitz ergreifen. Ein Driften, ein Schweben, fast schwerelos, ich weiß, jetzt übertreibe ich, man verweilt hier, bleibt dort, löst sich wieder, zieht weiter, endlos viel Zeit, frei von Zwängen, ohne Verpflichtungen.

Als Auslandskorrespondent habe ich viele Länder kennenlernen, sie mir systematisch erschließen dürfen: in alle Regionen, Provinzen, Bundesländer reisen, die Regierenden treffen, mit Oppositionellen sprechen, Akteure der Zivilgesellschaft beobachten, Kulturschaffende kennenlernen, Literatur lesen.

Jetzt wollte ich mir endlich Deutschland vornehmen.

Dem Land wie zum ersten Mal begegnen.

Eine Deutschlanderschließung.

Radelnd.

Denn mit dem Fahrrad sieht man viel, bekommt viel mit. Man nimmt Kontakt zu seiner Umgebung, zur Natur, zur Landschaft auf, man ist zu Lande unterwegs, auf dem Boden, geerdet sozusagen, nicht so wahnsinnig langsam wie zu Fuß, weswegen das Wandern nicht meine Art der Fortbewegung ist, aber eben auch nicht so schnell wie mit dem Auto, mit dem man so viel verpasst und übersieht und vorbeirauschen lässt. Und schon gar nicht wie mit dem Flugzeug, wo man innerhalb von Stunden andere Zeitzonen erreicht, das Fortbewegen also gar nicht im wahrsten

Sinne des Wortes erfährt oder, genauer, erfliest, sondern sich wie in eine fremde Welt katapultiert vorkommt.

Mit dem Rad kann man gut hundert Kilometer am Tag schaffen, das ist nicht wenig, aber auch nicht übermäßig ambitioniert, wenn man einigermaßen in Form ist. Am Ende einer solchen Etappe weiß man, was man geleistet hat. Man hat für seine Strecke gearbeitet. Wissenschaftler haben berechnet, dass keine Fortbewegungsart so effizient, dass nirgends der Einsatz von Energie im Verhältnis zur zurückgelegten Strecke so günstig sei wie beim Fahrradfahren. Das will ich gerne glauben! Und dann macht es auch noch so viel Spaß (außer man fährt bergauf oder hat Gegenwind; Regen hingegen macht mir nicht so viel aus)! Die frische Luft! Der Fahrtwind! Die tolle Aussicht! Das Fahrrad lässt Zeit und Raum zum Denken, ohne sich in den Untiefen der Grübelei zu verlieren, weil man dazu dann doch zu sehr aufs Fahren, auf die Straßen und Wege und den Verkehr achten muss. Man findet Ruhe in der Bewegung, Konzentration in der Zerstreuung, Erkenntnis im Entkommen. Das Rad gesteht einem zu, die Umgebung wahrzunehmen und gleichzeitig seinen Gedanken nachzuhängen.

Ich mag Fahrräder. Sie ziehen mich als Objekt an. Wenn schöne Fahrräder vorbeifahren, muss ich ihnen zwanghaft hinterherschauen. Welche Marke? Welches Modell? Welche Ausstattung? Das hat schon zu manchen missverständlichen Situationen geführt. Fahrräder sind eben nicht nur effizient, sondern können auch wahnsinnig schön sein. Sie sind so einfach und so praktisch, technisch ist da kaum noch etwas zu verbessern. In dieser Kombination – Effizienz, Schönheit, Einfachheit, Ausgereiftheit – sind sie geradezu genial. Eine Erfindung des Himmels!

Wunderbar.

Ich besitze mehrere Fahrräder. Ein Luxus, ich weiß, aber einer, den ich mir guten Gewissens leiste. Ich habe alle Räder selbst gekauft im Laufe der Jahre, da ist nichts gesponsert, und schon gar nicht habe ich mir für dieses Buch was schenken lassen von einem Radhersteller, damit ich dessen Produkt noch bewerbe. Ich bin ja nicht ... Aber ich will nicht lästern.

So habe ich zwei Räder, die man Reise- oder Expeditionsräder nennt, beide haben einen Rahmen aus Stahl. Das größere davon ist bullig und schwer, wie ein Traktor, wahrscheinlich könnte man damit einen Dschungel durchqueren, jedenfalls hält es sich selbst auf unebenen Schotterpisten ruhig auf der Straße und verzeiht so manches Schlagloch. Das kleinere ist wendig, bergauf geht es damit wie im Flug, mehr Geländewagen. Beide sind toll.

Ich habe auch ein Rennrad, wobei es mehr Alltagsrad mit Rennlenker ist. Es taugt auch für die Stadt, für den Ausflug in den Wald, für die Fahrt über Feldwege. Heute nennt man so etwas »Gravelbike«. Der größte Vorteil dieses Rades ist, dass es unglaublich elegant ist. Ästhetisch kommt da kein anderes Rad ran: anthrazitfarbener Stahlrahmen aus Finnland, Lenker und Sattel aus cognacfarbenem Rindsleder, Gepäckträger und Schutzbleche chromglänzend. Dazu schwarze Slicks, Reifen ohne Profil. Die Einzelteile habe ich mir selbst ausgesucht und zusammenbauen lassen. Zum Reisen ist dieses Rad okay, zum Schnellfahren auch, aber geradezu perfekt ist es zum Flanieren. Zum Sehen und Gesehenwerden. Ein Rad, nach dem sich Köpfe umdrehen, jedenfalls die von Fahrradliebhabern.

Dann ist da noch mein oranges Klapprad, zu dem man heute »Falt-
rad« sagt, was auch schicker klingt und es wahrscheinlich teurer macht. Was früher eine Angelegenheit für Camper war, ist heute ebenfalls ein Zeichen der Avantgarde. Meines nenne ich »Orange«. Meine Orange begleitet mich auf Lesereisen, sie gilt im Zug als Handgepäck, ich bin also nicht auf einen reservierten Fahrradstellplatz angewiesen. (Das wird sich auch bei meinen Recherchen für dieses Buch als Vorteil erweisen, aber dazu später mehr.) Wenn ich zu Lesungen unterwegs bin, sind das nicht immer die größten Metropolen. Mit der Orange bin ich vor Ort mobil und kann die Umgebung erkunden, unabhängig von oft komplizierten kommunalen Verkehrssystemen oder von nicht vorhandenen öffentlichen Verkehrsmitteln. Überteuerte Taxitarife lassen mich lächeln – ich bin kostenlos unterwegs. Ich finde, die Kombination Bahn und Faltrad ist ein *match made in heaven*. Man kommt an und fährt gleich weiter. Fahrpläne? Tarifzonen? Pfff! Besser geht's nicht.

Aber jetzt bin ich vom Weg abgekommen. Jedenfalls geht es mir auch um Deutschland. Darum, mir mein eigenes Land besser und anders zu erschließen, ein Land, mit dem ich immer mal wieder hadere, das ich aber auch mag – und das ist immer ein bisschen heikel zu sagen, dass man Deutschland mag, man gilt in bestimmten Kreisen ja schnell als was weiß ich, aber Tatsache ist, dass ich Deutschland wirklich mag, ohne was weiß ich zu sein. Darum, Menschen mit unterschiedlichen Sichtweisen auf unser Land kennenzulernen, neue Räume zu verinnerlichen.

Als Suchender unterwegs sein zu dürfen, das ist ein Privileg. Seiner Neugier hemmungslos nachgehen zu dürfen, das ist befriedigend.

Ich habe zwar schon alle Bundesländer bereist, aber kenne ich Deutschland, dieses »alte Wunderland«, diesen »weitläufigen Garten«, wie Mark Twain Deutschland beschreibt*, wirklich? Was weiß ich von den Menschen? Von dem, was sie umtreibt? Was sie als Gesellschaft zusammenhält? Worüber sie streiten? Was diese Gesellschaft spaltet? Und was, um Himmels willen, ist die oft beschworene, aber für mich nie wirklich befriedigend definierte »deutsche Leitkultur«? Was hat der Cuxhavener gemein mit der Bad Schandauerin? Was die Görlitzerin mit dem Duisburger?

Obwohl ich hier geboren und aufgewachsen bin, habe ich den Eindruck, dass mir dieses Deutschland immer fremder, entrückter, in seinen Debatten seltsamer wird. Überall Drama, überall Zukurzgekommene, überall das Klagen über Ungerechtigkeiten. Die anderen haben's immer besser! Und warum haben so viele Menschen ständig Angst vor irgendwem? Und schaffen es nicht, ihre Ängste so zu artikulieren, dass sie sie nicht auf ganze Gruppen projizieren, verallgemeinern, Vorurteile bedienen?

* Ich empfehle sehr den Text »Die schreckliche deutsche Sprache« von Mark Twain, in dem er schreibt: »Meine philologischen Studien haben mich davon überzeugt, dass ein begabter Mensch Englisch (außer Rechtschreibung und Aussprache) in 30 Stunden, Französisch in 30 Tagen und Deutsch in 30 Jahren lernen kann.« Zu den Absonderlichkeiten der deutschen Sprache gehörten laut Twain, der im Jahr 1878 während seiner zweiten Europareise auch Deutschland besuchte, kilometerlange Wörter, Sätze, bei denen nach einer Viertelstunde ganz zum Schluss das Verb kommt, »und hinter das Verb stellt der Verfasser noch *haben sind gewesen gehabt haben geworden sein*«. Wunderbar!

Mal drohe ein »Rechtsruck«, eine »konservative Revolution« gar, beklagen manche und verweisen auf Wahlerfolge von Rechtspopulisten. Dann wieder warnen andere vor einer »Ökodiktatur«, vor »Klimafaschisten« und einer »linksgrünen Elite«, die »alles verbieten« wolle und »längst die Agenda« setze, in der Politik, in den Medien, überall, und das machen sie unter anderem an »zunehmender Sprachregulierung« fest.

Aber was stimmt denn nun? Und stimmt es überhaupt?

Ich stelle immer wieder fest, dass es vielen, wenn sie miteinander streiten, nicht darum geht, den anderen für seine Sicht zu gewinnen, ihn zu überzeugen, sondern es geht leider oft darum, den anderen zum Schweigen zu bringen, ihn fertig- oder mundtot zu machen, ihn dumm dastehen zu lassen oder, schlimmer noch, ihm das Leben schwer zu machen.

Ich möchte zuhören, lernen, debattieren, auch mal widersprechen und streiten, klar. Ich möchte mich treiben lassen und Menschen kennenlernen, die vielleicht ganz anders denken als ich. Die eine andere Lebensrealität haben. Als Schreiber muss man auch Welten verstehen, in denen man nicht lebt. Menschen treffen, denen man sonst nicht begegnet. Ich möchte, wie man heutzutage sagt, »raus aus der Komfortzone«, »raus aus der Blase«, mich unterschiedlichen Meinungen und Haltungen aussetzen, mit kritischem Ohr und offenem Herzen. Ich möchte diese unterschiedlichen Menschen fragen, was sie auszusetzen haben an unserer Gesellschaft und wie wir sie ihrer Meinung nach besser gestalten könnten. Ich möchte herausfinden, warum sie denken, wie sie denken. Wie wir Probleme lösen können. Und wie wir, wo es sie gibt, Spaltungen überwinden, Gräben zuschütten, Mauern einreißen können. Oder auch Grenzen ziehen, wenn nötig. Ich möchte nicht in einem geistigen Bunker verharren, sondern dazulernen, meine eigenen Positionen hinterfragen und, wenn nötig, korrigieren.

Auf die Frage »Lieben Sie Deutschland?« hat der dritte Bundespräsident, Gustav Heinemann, geantwortet: »Ich liebe meine Frau.« Für mich ist »lieben« auch ein unpassendes Wort im Zusammenhang mit den Emotionen zu einem Land; es gibt Menschen und Dinge die ich sehr mag, von mir aus: liebe, meine Frau natürlich sowieso; aber es gibt in diesem

Land auch Dinge, Gedankengut und, ja, auch Leute, die ich überhaupt nicht schätze. Unterm Strich: Ich mag dieses Land, ich mag die Menschen. Sehr sogar. Ich glaube, die meisten sind nicht böse. Sie drücken sich bisweilen unbeholfen oder unüberlegt aus. Einige sind, glaube ich, ängstlich, frustriert, wieder andere ein bisschen kleingeistig, aber das ist alles menschlich genug, um es hinnehmen zu können. Manche allerdings, befürchte ich, sind tatsächlich menschenverachtend, niederträchtig, böse. Ich möchte herausfinden, ob und inwieweit das wirklich so ist.

Alles in allem mag ich die Art, wie man hier lebt. Ich mag die Möglichkeiten, die dieses Land bietet. Ich mag, dass ich hier zur Schule und zur Universität gehen durfte, ohne dafür bezahlen zu müssen. Ich mag die Vielfalt, die dieses Land durchaus bietet, die Sicherheit, die Natur, die Städte, die Dörfer, vor allem: die Sprache.

Stimmt mein Deutschlandbild?

Um das zu überprüfen und um das Freiheitsgefühl wiederzuerlangen, das mir das Fahrradfahren beschert, kündigte ich beim SPIEGEL, wo ich viele Jahre als Auslandskorrespondent tätig war. Es gab Freunde und Kollegen, die das nicht verstanden. »Wie kannst du so einen Job aufgeben für ein bisschen Fahrradfahren?«, fragte mich eine Kollegin. Ein Kollege merkte an: »Ein Sabbatical hätte doch auch ausgereicht.« Eine andere sagte: »Verstehe deinen Schritt absolut! Viel Glück!«

Ich radele also durch Deutschland. Am besten entlang der Flüsse, wo es – ein sehr deutsches Wort – Radfernwege gibt. Dabei treibt mich kein sportlicher Ehrgeiz. Es muss nicht eine bestimmte Strecke innerhalb einer vorgegebenen Zeit zurückgelegt werden. Ich will keine Rekorde aufstellen, nicht mal eine persönliche Bestzeit erreichen. Und es muss auch nicht die gesamte Strecke mit dem Fahrrad gefahren werden – wo es die Notwendigkeit gibt, hüpfte ich auch mal mit dem Rad in einen Zug. Ich habe Zeit. Ich fahre einfach los. Und spreche mit Menschen, die mir begegnen. Erst die Elbe: lang, sehr lang, das Gebiet drum herum oft dünn besiedelt, geradezu menschenleer. Dann die Ruhr: das Gegen teil von der Elbe, dicht besiedelt, viele Menschen, eigentlich eine einzige Metropolregion. Der Rhein natürlich, wie sollte man Deutschland

beschreiben, ohne den Rhein entlanggefahren zu sein? Der längste Fluss des Landes steckt in den Namen gleich zweier Bundesländer, fließt durch vier Bundesländer – Baden-Württemberg, Rheinland-Pfalz, Hessen und Nordrhein-Westfalen – oder sogar durch fünf, wenn man den Bodensee zum Rhein zählt, an dem Bayern immerhin einen Uferanteil hat, das Rheinland ist nach ihm benannt, irgendwie scheint das Rheinische einer ganzen Kultur gleichzukommen. Die Oder und die Neiße, Grenzflüsse, Grenzerfahrungen. Der Neckar, jener Fluss, an dem ich, wie auch an der Elbe, viele Jahre gelebt habe. Und die Donau natürlich, der Fluss, an dem ich jetzt zu Hause bin, allerdings weiter östlich, in Wien.

Und als ich so losfahre, fühle ich mich ein bisschen wie Joseph von Eichendorffs »Taugenichts«: »Ich hatte recht meine heimliche Freude, als ich da alle meine alten Bekannten und Kameraden rechts und links, wie gestern und vorgestern und immerdar, zur Arbeit hinausziehen, graben und pflügen sah, während ich so in die freie Welt hinausstrich.«



HOCH IM NORDEN

ENTLANG DER ELBE
VON CUXHAVEN
NACH BAD
SCHANDAU

Losfahren

Früher war nicht alles besser. Die Elbe ist ein gutes Beispiel dafür.

Ich beginne also mit der Elbe. Mit jenem Fluss, an dessen Ufer ich aufgewachsen bin. In den ich als Kind gar nicht so oft meine Füße gehalten habe, weil es hieß, er sei dreckig, ja vergiftet, in der Tschechoslowakei und in der DDR werde weiß Gott welche Brühe eingeleitet. Ein einziges Mal habe ich, zusammen mit einem Schulfreund, in der Elbe geangelt. Wir waren dreizehn Jahre alt, und statt gemeinsam für eine Mathearbeit am nächsten Tag zu lernen, fingen wir einen Aal, der ein blumenkohlartiges Geschwür am Kopf hatte. Die Mathearbeit fiel dann nicht so gut aus. Habe ich bereut, nicht gelernt und stattdessen geangelt zu haben? Schon. Aber von der Mathearbeit weiß ich inhaltlich kaum mehr etwas, an den Aal erinnere ich mich heute noch.

Eine Schulfreundin erzählte mal einen Witz: »Was heißt ›schmutziger Fluss‹ auf Spanisch? El bäh!« War jetzt nicht wirklich lustig, aber wir verstanden schon, was die Alten uns eingetrichtert hatten: besser fernhalten von dieser Brühe namens Elbe.

Ganz abgesehen davon, dass die Schiffe, die an meinem Dorf Hollern-Twielenfleth vorbeizogen, auf dem Weg von Hamburg in die weite Welt, ganz schön große Wellen verursachten, die uns Kinder umwerfen konnten. Was wir, die Warnungen der Erwachsenen ignorierend, allerdings genossen, wenn wir uns am Elbstrand, das Atomkraftwerk Stade in Sicht, doch mal bis zu den Knien ins Wasser wagten. Die Erwachsenen warnten

uns außerdem vor »gefährlichen Strömungen« und vor »Strudeln«, und auch wenn ich mir nicht so recht vorstellen konnte, was das bedeutete, verstand ich: Selbst als guter Schwimmer kann man in der Elbe ertrinken. Wenn die Erwachsenen davon redeten, fielen die Worte »stark« und »tückisch«. Das hat sich damals bei mir eingebannt. Stark und tückisch.

Die Strömungen sind nach wie vor gefährlich. Manche sagen, durch mehrere Elbvertiefungen in der Unterelbe, also zwischen Hamburger Hafen und Mündung, damit immer größere Schiffe den Hafen ansteuern können, sogar noch gefährlicher. Immer wieder gibt es Meldungen von Todesfällen. Aber wahr ist auch: Das Wasser gilt jetzt als viel sauberer, man kann darin baden und, mit aller gebotenen Vorsicht, schwimmen. Elbbadestrände! Wunderbar!

Die Elbe ist, nach dem Rhein, der zweitlängste Fluss innerhalb Deutschlands. (Die Donau ist, über ihre Gesamtlänge, mehr als doppelt so lang wie der Rhein und der zweitlängste Fluss Europas nach der Wolga, aber innerhalb der deutschen Grenzen auf Platz drei.) Als ich über meine Deutschlanderkundungen nachdachte, wurde mir klar, dass ich von meinem Heimatfluss kaum etwas kenne. Ein bisschen was vom Teil hinter Hamburg, weil ich schon mal in Lauenburg war, bis zur Mündung in die Nordsee in Cuxhaven. Im Wesentlichen also die Unterelbe, den gezeitenabhängigen Teil. Ebbe und Flut sind mir seit Kindheit vertraut. Das meiste von der Elbe aber – Oberelbe und Mittelelbe – kannte ich nicht. Also beschloss ich, diesen Fluss als Erstes entlangzufahren.

Sollte ich in die Richtung fahren, in die das Wasser fließt? Also von Bad Schandau in Sachsen hoch in den Norden, bis Cuxhaven? (Zur Quelle in Tschechien, im Riesengebirge, wollte ich nicht, ich wollte meine Touren auf Deutschland beschränken.) Eigentlich empfiehlt sich das, denn das Wasser fließt ja abwärts, man kann also davon ausgehen, dass auch die Radstrecke in diese Richtung eher bergab als bergauf geht. Allerdings rieten mir Freunde, lieber in Cuxhaven zu starten, denn dann sei die Wahrscheinlichkeit größer, Rückenwind zu haben. Als Jugendlicher bin ich mit dem Fahrrad täglich mehrere Kilometer zur Schule gefahren. Ich weiß, was Gegenwind bedeutet.

Cuxhaven also. Ausgerechnet Cuxhaven. Hier, wo die Elbe in die Nordsee mündet, beginnt meine Landeskundung. In Norddeutschland. Natürlich gibt es eine Unwetterwarnung, wie sollte es anders sein? Sturmtief Ulf fegt über die Region und sorgt für heftige Böen. Dazu dieser Piesel. Furchtbar! Kein richtiger Schauer, kein ordentlicher Guss, da kippt nix runter wie aus Kübeln im Monsun – wenn schon, denn schon! –, sondern Tröpfchen wehen waagerecht und schneiden einem wie eine Wolke aus kleinen Klingen ins Gesicht. Dieser ewige Möchtegernregen, mehr feuchte Luft als Niederschlag! An Tagen ohne Wind stehen die Tropfen einfach dumm in der Gegend rum, und das geht mir gehörig auf die Nerven, weil kein Schirm hilft und auch keine Regenkleidung. Die Tropfen finden immer einen Weg durch die Ritzen bis auf die Haut. Damit muss man hier rechnen, das gehört dazu, ja, Scheiße.

Ich habe Cuxhaven nie gemocht. Cuxhaven ist vom Ort meiner Kindheit ein bisschen weiter entfernt als Hamburg: etwa siebzig Kilometer. Cuxhaven in die eine Richtung, elbabwärts, Hamburg in die andere, elbaumwärts. Cuxhaven, das man wie alle »Havens«, die an der Küste liegen – Wilhelmshaven, Bremerhaven oder eben Cuxhaven, übrigens auch Kopenhagen, auf Dänisch København –, mit v schreibt, während die »Hafens« im Binnenland – zum Beispiel Ludwigshafen oder Friedrichshafen – mit f geschrieben werden, ist ein typisches Beispiel dafür, dass ein Ort nichts dafür kann, ob man ihn mag oder nicht. Cuxhaven hat seine Vorzüge, natürlich. Die Küste, die Nordsee, die Ahnung von der großen weiten Welt dahinter. Nächster Halt: New York. Selbst das kleinste Kaff hat große Bedeutung, wenn es das Tor zu einem großen Meer ist.

Mein Nichtmögen – Abneigung ist vielleicht zu viel – gegenüber Cuxhaven beruht darauf, dass ich schlechte Erinnerungen habe. Mein Vater, in den Sechzigerjahren aus Pakistan nach Deutschland gekommen, als Seemann für eine deutsche Reederei, wurde Mitte der Achtzigerjahre von der Ausländerbehörde in Stade dazu verdonnert, an der Seefahrtschule in Cuxhaven ein Patent zu machen. Wir waren damals noch pakistanische Staatsbürger. Es hieß: Entweder besteht er den Lehrgang und schafft alle Prüfungen – oder wir, er und seine gesamte Familie,

müssen Deutschland verlassen. Mein Vater war damals Mitte vierzig, und in diesem Jahr würde er natürlich kein Geld verdienen und seine insgesamt vierköpfige Familie – sich selbst, meine Mutter, meine Schwester und mich – nicht ernähren können. Wir müssten also von Ersparnissen leben und uns von der Verwandtschaft in Pakistan und in den USA helfen lassen.

Mein Vater hat in Cuxhaven sein Patent gemacht. Er hat alle Prüfungen bestanden. Er hat sich dort, obwohl wir kaum Geld hatten, zusammen mit einem anderen Lehrgangsteilnehmer eine Wohnung genommen. Ich erinnere mich, dass wir ihn ab und zu dort besucht haben, in einem ziemlich spießigen Wohngebiet: Unten lebte eine übellaunige Frau mit ihren Kindern, die obere Etage vermietete sie. Mein Vater in einer WG mit einem anderen Seemann – so sehr meine Eltern bemüht waren, uns Kinder nichts spüren zu lassen, war die Stimmung doch gedrückt. Wenig Geld. Die Angst vor der Abschiebung. Die tagelange Trennung vom Vater, obwohl die besser war als seine Seefahrerei, denn da war er monatelang weg.

Deutsche Staatsbürger wurden wir trotzdem noch nicht, sondern hängelten uns weitere fünf Jahre von Aufenthaltsgenehmigung zu Aufenthaltsgenehmigung. Erst 1990 sollten wir, überraschend, eingebürgert werden.

Ich verbinde mit Cuxhaven diese Trostlosigkeit. Dieses uns gegenüber feindselige Behördendeutschland. Dieses Ausgegrenztwerden. Wenig Geld haben, auf den Pfennig achten müssen, die ständige Autofahrerei zwischen Stade und Cuxhaven auf der hässlichen B73, die Angst, meine Freunde und meine Heimat zu verlieren, wenn wir abgeschoben würden.

Natürlich kann Cuxhaven nichts dafür. Mein Urteil ist unfair, es ist nicht mal ein Vorurteil, denn in Vorurteilen – wie zum Beispiel dem, dass man sich vor Autofahrern mit dem Kennzeichen CUX in Acht nehmen müsse, die könnten nämlich nicht Auto fahren und agierten meist erratisch – steckt oft ein wahrer Kern, aber hier beruht alles nur auf meinen dunklen Erinnerungen, nichts auf der Stadt. Cuxhaven ist nicht hässlich, die Menschen sind nicht unfreundlich, das Wetter, nun ja,

reden wir nicht darüber, aber die alten Gedanken haben sich in meinem Kopf eingebrennt. Dieses Gefühl von damals. Anders als viele meiner Freunde bin ich deshalb später, als Erwachsener, nie nach Cuxhaven gefahren. Nicht für einen Tagesausflug an den Strand, schon gar nicht für einen längeren Urlaub, obwohl dieses Städtchen gut dafür geeignet ist.

Jetzt ist ein guter Anlass, den Reset-Knopf zu drücken und mit Cuxhaven neu anzufangen. Die Vergangenheit hinter sich zu lassen. Alles auf null in Cuxhaven. Ich beschließe also, mit dem Zug von Wien nach Cuxhaven zu fahren, mein Reiserad mitzunehmen und dort die Deutschlanderkundungen zu beginnen.

Unerwartet stirbt in Hollern-Twielenfleth wenige Tage vor meiner Abreise ein Familienfreund, der Vater meiner Kindergarten- und Schulfreundinnen Marina und Sabine, und so mache ich einen Abstecher dorthin, um bei der Beerdigung von Heiner dabei sein zu können. Heiner mit dem trockenen Humor. Heiner, der eigentlich Karl-Heinz hieß und sich darüber amüsierte, dass ich mein Buch über Dialoge mit Wutbürgern »Post von Karlheinz« genannt hatte – und der sich kaputt-lachte, als ich ihm versicherte, ich sei überzeugt, nicht alle Karlheinze seien schlecht. Heiner, der Polizist, dessen Uniform wir Kinder, vor allem die Jungen, im Dorf bewunderten, von dem wir wissen wollten, wie er Verbrecher festnahm, von dem wir uns vorstellten, wie er sich mit ihnen wilde Verfolgungsjagden lieferte, und den ich bis heute vor Augen habe, wenn wieder einmal die Polizei kritisiert wird. Oft ja zu Recht, aber leider eben oft auch zu undifferenziert und pauschal, denn die Polizei, das war eben auch der feine Mensch Heiner. So ist jeder geprägt von seinem Umfeld.

Mit der Bummelbahn fahre ich nach Cuxhaven. Es ist ein privates Bahnunternehmen, die Deutsche Bahn fährt hier schon lange nicht mehr.

Vor dem Hotel, das ich schon vor Wochen gebucht habe, steht ein älterer Herr und versucht, einen silbernen Koffer aus seinem silbernen SUV zu hieven. An einer Seite seines ansonsten kahlen Kopfes wehen lange silberne Haare im Wind, wie Lametta. Ich kann meinen Blick nicht abwenden von dieser seltsam lustigen Erscheinung. Und dann

sehe ich etwas, das mich sehr erfreut: Der Silbertyp greift mit seiner rechten Hand in die rechte Gesäßtasche seiner Jeans, zieht einen braunen Kamm hervor, fährt mit ihm einmal über den Kopf und legt auf diese Weise die langen Haare, die ihm noch an der Seite wachsen, über den ansonsten kahlen Kopf. Wie ein Teppich verbergen sie die Glatze. Lange Strähnen auf glatter Platte. Diese Bewegung geschieht innerhalb des Bruchteils einer Sekunde. Chamäleonhafte Ästhetik, diese Blitzartigkeit und gleichzeitige Geschmeidigkeit, wie die Zunge, die so plötzlich, so unerwartet, so komisch eine Fliege fängt, und wie das Tier, das anschließend wieder in Regungslosigkeit verfällt, als wäre nichts geschehen, als habe es diese Bewegung nie gegeben. In der nächsten Sekunde fliegen die Haare des Mannes wieder von der glatten Platte. Sturmtief Ulf kennt keine Gnade.

Ich beschließe, zwei Tage in Cuxhaven zu bleiben, um mich mit dieser Stadt zu versöhnen. Es riecht nach Meer. Salzig, nach Fisch und Motorenöl, ich mag diesen Geruch. Ein großes Plakat lädt zur »Ü50-Disco« ein, im »Haus der Jugend Cuxhaven«. »Mit der besten Musik der 70er und 80er Jahre.« Musik aus der Zeit, als die Ü50er noch jung waren. Gleich daneben hängt Werbung für den Film »Die Goldenen Jahre«, der »eine Hommage an das letzte Drittel des Lebens« sein soll. »Es ist nie zu spät, sein Glück zu finden«, steht da.

Ich fahre zum Startpunkt meiner Reise, zur Kugelbake, dem Wahrzeichen der Stadt Cuxhaven. Es ist dunkel geworden, und in der Ferne glitzern die Lichter der Leuchtfeuer und Seezeichen. Ein paar Lichter bewegen sich. Schiffe, in See, auf großer Fahrt. Man hört das Brummen eines Frachters, der vor ein paar Stunden Hamburg verlassen haben muss und nun sein Ziel irgendwo in der großen weiten Welt ansteuert. Sehen kann man ihn in der Dunkelheit kaum, nur ein paar Lichter, er scheint riesig zu sein. Ein Containerriese vielleicht? Wo wird er als Nächstes festmachen? Jenseits des Atlantiks?

Ich denke an meinen Vater, der als Kapitän auf Frachtschiffen die Welt befahren hat. Daran, wie oft und schmerhaft ich ihn als Kind vermisst habe. An seine Postkarten aus Brasilien und Südafrika und Hongkong und Japan.

Die Kugelbake heißt Kugelbake, weil etwas unterhalb der Spitz e eine kleine Kugel angebracht ist. Baken sind Türme aus Holz, die entlang der Küste vor Gefahren wie Untiefen oder Sandbänken warnen oder Hafeneinfahrten oder Flussmündungen kennzeichnen. Heute würde man für so etwas kein Holz mehr verwenden, die Witterung und das Wasser setzen dem Turm zu, er gammelt weg, alle paar Jahrzehnte muss er erneuert werden. Die Cuxhavener Kugelbake hat überlebt, außer dass sie zum Beispiel beim Deutsch-Französischen Krieg 1870/1871 sowie im Ersten Weltkrieg aus taktischen Gründen abgebaut wurde, um dem Feind die Orientierung zu erschweren. Geplant vom Hamburger Rat im Jahr 1703 nach einer heftigen Sturmflut und vermutlich im selben Jahr erbaut, ist die fast dreißig Meter hohe Kugelbake heute ein schützenswertes Denkmal und auf dem Stadtwappen von Cuxhaven zu sehen. Sie markiert die geografische Trennung zwischen Nordsee und Elbe. Aus nautischer Sicht geht die Elbe allerdings noch weiter, nach dieser Be trachtungsweise trennt die Kugelbake Außenelbe und Unterelbe. Wie auch immer, hier ist eine der meistbefahrenen Seestraßen der Welt. Containerriesen, Schwergutfrachter, Tanker, Kreuzfahrtschiffe, Motor und Segelyachten, Kriegsschiffe, die Hamburg ansteuern oder von dort in die Welt hinausfahren.

Seit Jahrhunderten ist die Kugelbake für Seefahrer das Erste, was sie von Deutschland sehen. Land in Sicht!

Für Auswanderer war sie das Letzte, was sie von ihrer alten Heimat sahen: ein Abschiedspunkt, ein letzter, vielleicht wehmütiger, trauriger, vielleicht aber auch glücklicher, erleichterter Blick auf das, was man dort zurückließ. Es gab Zeiten, in denen Zigeausende Menschen von hier aus Deutschland verließen, auf der Suche nach Glück oder zu mindest einem besseren Leben, auf der Flucht vor Armut, Hunger oder Krieg oder allem zusammen. Die Motive, alles stehen und liegen zu lassen und der Heimat den Rücken zu kehren, waren früher dieselben wie heute.

Wie schnell wir vergessen.

Heute gilt Deutschland als das gelobte Land, in das Menschen aus vielen, meist armen, meist kriegsgeschundenen Ländern flüchten. Ver

gleichbare Flucht- und Migrationsbewegungen wie heute gab es schon immer. Damals waren es Menschen aus Deutschland, die migrierten. Flucht und Migration sind so alt wie die Menschheitsgeschichte. Ich habe kürzlich in der Zeitung gelesen, dass inzwischen »fast eine halbe Million Afghanen bei uns leben«, dazu einige kritische Kommentare von Politikern, denen das »zu viel« und »eine Überforderung der Gesellschaft« ist.

Ich radele zu den Hapag-Hallen, einem denkmalgeschützten Gebäudekomplex im Hafen von Cuxhaven. Der Reeder Albert Ballin, Generaldirektor der Hamburg-Amerikanischen Packetfahrt-Actien-Gesellschaft (Hapag), die unter ihm zur größten Schifffahrtslinie der Welt wuchs, ließ diese Hallen Ende des 19. Jahrhunderts in Cuxhaven bauen, weil die Auswandererschiffe immer größer wurden und Cuxhaven einfacher angelaufen werden konnte als Hamburg.

Die Hapag-Hallen zeugen von der massiven Auswanderung aus Deutschland. Seit dem 18. Jahrhundert emigrierten sieben Millionen Deutsche in die USA, alleine zwischen 1815 und 1914 rund 5,5 Millionen. In dieser Zeit wuchs die deutsche Bevölkerung von 20 Millionen auf 56 Millionen Einwohner. Nicht alle davon verließen Deutschland über Cuxhaven, aber doch viele.

Die Auswanderung erfolgte in Wellen, aus unterschiedlichen Gründen wie Missernten und Hungersnot, politischen Verwerfungen, dem zum Teil starken Wachstum der Bevölkerung, Wirtschaftskrisen und Krieg. »Wirtschaftsflüchtlinge!«, oft. Nicht wenige Menschen verließen Deutschland auch illegal, in erster Linie junge Männer, die sich der Wehrpflicht entziehen wollten. Es gab Zeiten, in denen gingen jährlich mehr als 100 000 Menschen fort aus Deutschland.

Auch heute, lese ich, wandern jedes Jahr Menschen aus Deutschland aus, in manchen Jahren 200 000 und mehr. Jetzt, um Karriere zu machen oder auf der Suche nach Glück, wie immer es auch aussehen mag. Viele bezeichnen es nicht als »Auswanderung«, sondern sehen es, wie ich, als »Umzug« an, und zwar zufälligerweise in ein anderes Land, in meinem Fall: Österreich. Ich glaube, das meinen die Leute, wenn sie sagen: Die Welt ist kleiner geworden. Früher war es eine große Sache,

wenn jemand aus seinem Dorf in die nächste Großstadt zog. Heute ist es zumindest nicht ungewöhnlich, wenn Menschen auf einen anderen Kontinent übersiedeln.

Während der bevorstehenden Reisen durch Deutschland werde ich mich noch oft genug von irgendwelchen Riegeln ernähren, am ersten Abend aber soll es etwas Besonderes sein. Ich beschließe – natürlich! Cuxhaven! –, Fisch zu essen. Zufällig entdecke ich ein Lokal, das sich als »ältestes Fischrestaurant Cuxhavens« bezeichnet.

Ich schaue mir das Angebot an. Ganz schön heftige Preise. Offensichtlich sind die auch der Wirtsfamilie unangenehm, unter den Krabbengerichten steht: »Wir versuchen weitgehend die einheimische Krabbenwirtschaft zu fördern und Krabben bei hiesigen Fischern und Händlern einzukaufen. Aufgrund der extremen Situation bei den Krabbenpreisen mussten wir die Preise leider nach oben anpassen. Bei sinkenden Einkaufspreisen bei unseren Fischhändlern werden wir diese wieder nach unten korrigieren.« Preisscham. Immerhin. Viele Geschäfte hauen ja drauf, dass es kracht, völlig ungeniert.

Am nächsten Tag fahre ich erst zum Alten, dann zum Neuen Fischereihafen. Cuxhaven ist einer der größten Fischereihäfen Deutschlands, früher gab es hier sogar einen – welch bemerkenswertes Wort! – Fischversandbahnhof. Geschäftiges Treiben, an Bord der Fischkutter gibt es immer etwas zu reparieren, zu putzen, vorzubereiten. Ich mag es, den Fischern dabei zuzuschauen. Einer schleppt ein Netz von Bord, wahrscheinlich ist es gerissen und nicht mehr zu gebrauchen. Sein Schiff ist eines der kleineren, es ist alt und wirkt im Vergleich zu den modernen, großen Schiffen wie aus der Zeit gefallen.

»Entschuldigen Sie, darf ich Sie mal was fragen?«, spreche ich ihn an.

»Na klar!«, antwortet er, und ich bin überrascht, weil ich eher einen wortkargen, knorriegen Charakter erwartet hätte. »Was brennt dir denn auf der Seele?«, fragt er mich fröhlich.

»Also, ich war gestern in einem Fischrestaurant, und da rechtfertigten sie ihre gestiegenen Preise und ...«